



REBECCA
DRAKE

UND BIST
DU NICHT
WILLIG

Weltbild

Der Anblick lässt Amy Moran das Blut in den Adern gefrieren, so entsetzlich hat der Killer ihre Freundin zugerichtet. Und es wird nicht das einzige Opfer des Serienmörders sein, das ausgerechnet sie entdecken muss. Schon bald führt Amy die Liste der Verdächtigen an. Während sie verzweifelt versucht, den gutaussehenden Detective Mark Juarez von ihrer Unschuld zu überzeugen, hat der Killer sie selbst ins Visier genommen. Mit eisiger Ruhe und grausiger Entschlossenheit folgt er jedem ihrer Schritte – und kommt ihr näher und näher ...

Rebecca Drake

Und bist du nicht willig ...

Thriller

Weltbild

Die Autorin

Wenn es in der Kindheit und Jugend der gebürtigen New Yorkerin Rebecca Drake eine Konstante gab, dann war das der stete Ortswechsel – und ihre Liebe zu Büchern. So störte es die Heranwachsende nicht weiter, dass sie immer wieder das neue Kind in der Schule war, denn sobald die Bücherkisten ausgepackt waren, fühlte sie sich zuhause. Auch beruflich dreht sich bei ihr alles um das Schreiben: Sie arbeitete unter anderem als Journalistin und Lektorin, ist Dozentin für den Master-Studiengang Writing Popular Fiction an der Seton Hill University in Pennsylvania und Verfasserin von psychologisch komplexen Spannungsromanen. Rebecca Drake lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern in Pittsburgh, PA.

Die amerikanische Originalausgabe von Und bist du nicht willig erschien 2006 unter dem Titel Don't be afraid bei Pinnacle Books, published by Kensington Publishing Corp., New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2006 by Rebecca Mertz

Published by arrangement with Kensington Publishing Corp., New York, NY, USA.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2008 by Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG München.

Übersetzung: Angelika Naujokat

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-371-7

Prolog

Innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden würde sie sterben. Dieses Wissen verlieh ihm Macht. Alles, was sie an diesem Tag tat, würde sie zum letzten Mal tun. Doch er gab sich weiterhin damit zufrieden, sie zu beobachten, wie er es schon seit Wochen tat. Wie bei den meisten Vergnügen verstärkte sich auch die Freude am Töten, indem man es hinauszögerte.

Als sie sich über die von Bäumen gesäumten Straßen durch das Stadtzentrum auf den Weg ins Büro machte, folgte er ihr. Das kleine Küstenstädtchen galt allgemein als Künstlerzuflucht, das jedoch zunehmend kommerzialisiert wurde: Neben der alten Kunstgalerie hatte ein Starbucks eröffnet, eine Talbots-Filiale hatte das verstaubte Billigkaufhaus verdrängt, und seit Generationen vermögende Familien mussten sich daran gewöhnen, mit Neureichen Tür an Tür zu leben.

Er zwängte seine unauffällige Limousine zwischen einen kastenförmigen Volvo und einen Mercedes und sah zu, wie sie sich beim Mittagessen in einem neuen kleinen Bistro auf der Hauptstraße lachend mit einer Freundin unterhielt. Als der junge Kellner den metallenen Dessertwagen heranschob, schüttelte sie den Kopf und schenkte ihm ein bedauerndes Lächeln, denn sie führte offenbar die nicht enden wollende Schlacht gegen die Pfunde. Dies hier war ihre letzte Chance, noch einmal von einem Schokoladen-Käse-Kuchen zu kosten. Sie hätte sich ein Stück gönnen sollen.

Sie bemerkte ihn nicht, während sie zum Büro zurückspazierte und unterwegs immer wieder Bekannte grüßte und sich kurz mit ihnen unterhielt. Niemand bemerkte ihn. Und falls doch irgendjemand darauf aufmerksam wurde, dass er ihr in ein paar hundert Metern Entfernung folgte, würde sich derjenige nicht daran erinnern; er besaß die wundervolle Gabe, sich unsichtbar zu machen. Nachdem er sie getötet hatte, würde sich die ganze Stadt fragen, wer es wohl getan haben mochte – aber niemand würde sich an den Mann erinnern, der hinter ihr hergelaufen war.

Zudem beherrschte er die Kunst, vollkommen harmlos zu erscheinen. Er hatte ein attraktives Gesicht und ein charmantes Benehmen. Er war keine Bedrohung für irgendjemanden. Es gab keinen Grund, sich zu fürchten.

Kapitel 1

Leere Häuser machten Amy Moran Angst. Es kam ihr so vor, als würden in ihren Wänden die Geheimnisse aller Familien aufbewahrt, die jemals darin gewohnt hatten. Häuser brauchten Bewohner, um zum Leben zu erwachen. Sie brauchten Stimmen und Lachen und Licht, sonst waren sie lediglich eine leere Hülle.

Daher lag schon eine gewisse Ironie darin, dass Amy Immobilienmaklerin geworden war und ihre Arbeitstage damit zubrachte, durch die hallenden Korridore leerer Häuser zu laufen. Manchmal fragte sie sich, ob deren Wände wohl ihre Verzweiflung zu spüren vermochten.

Das Farmhaus stand ein Stück abseits der Straße hinter einem Wäldchen aus Schierlingstannen, die es vor den Augen der Autofahrer verbargen. Amy bog in die schotterbedeckte Auffahrt und fuhr zügig den breiten Weg hinauf, bis das Haus in Sicht kam. Es war ein für New England typisches Haus im klassischen Kolonialstil, das ursprünglich einmal ebenso schlicht und unscheinbar ausgesehen hatte wie seine freikirchlichen Erbauer. Wechselnde Besitzer hatten jedoch ganz unterschiedliche architektonische Spuren an dem Haus hinterlassen: Föderalistische Oberlichter, Säulen im Greek-Revival-Stil und viktorianische Zuckerbäckergotik wurden durch einen sonnenblumengelben Anstrich mit schwarzen Zierleisten vereinheitlicht, was dem Ganzen den Anschein einer Riesenhummel gab. Eigenartigerweise wurde das Haus immer erwähnt, wenn in Kunst- und Design-Sendungen im Fernsehen über diese Gegend berichtet wurde.

Der Käufer, ein agiler Banker mit zu viel Geld und zu wenig Zeit, um das Haus zu genießen, hatte auf eine Besichtigung verzichtet. »Dafür bezahle ich Sie ja«, hatte er zu Amy und Sheila gesagt. Seine dritte Frau genoss sein Geld dafür umso mehr. Sie wollte das Haus für Wochenendpartys nutzen, beschwerte sich aber bei Sheila und Amy über dessen Lage.

»Ich wollte ja eigentlich etwas am Wasser«, rief sie ihnen bei jeder Gelegenheit in Erinnerung. Sie vergaß dabei jedoch offensichtlich, dass sie nicht bereit gewesen war, die nötigen Millionen zu zahlen, die heutzutage für unmittelbar am Long Island Sound gelegene Immobilien gefordert wurden.

Sheilas großer silberner Range Rover stand nicht in der Auffahrt. Ob sie wohl schon zu dem Termin für die Eigentumsübertragung gefahren war? Aber warum hatte sie sie dann nicht angerufen?

Amy griff nach ihrem Handy, das sie nach ihrem letzten Versuch, Sheila zu erreichen, auf den Beifahrersitz geworfen hatte. Sie hatte an einer roten Ampel gestanden und gleichzeitig versucht, Make-up aufzutragen, ihr Haar zu einer länglichen Rolle aufzustecken und sich in Gedanken eine Entschuldigung zurechtzulegen, die einen chaotischen Morgen und die Bedürfnisse einer asthmakranken Fünfjährigen möglichst simpel zusammenfasste und gleichzeitig rechtfertigte, warum sie sich zu ihrer ersten großen, erfolgreichen Eigentumsübertragung derart verspätete. Doch sie erwartete kein Mitleid. Sheila war selbst alleinerziehende Mutter, allerdings waren ihre Jungs schon älter. Sheilas Handy hatte viermal geklingelt, fünfmal, doch sie meldete sich nicht. Als die

Ampel grün wurde, legte Amy den Lippenstift weg und fuhr mit dem Handy am Ohr weiter.

Nach dem achten Läuten hatte sie schließlich aufgelegt. Vielleicht hatte Sheila ihr Handy lautlos geschaltet. Vielleicht wartete sie vor dem Haus auf sie.

Aber das tat sie nicht.

Amy parkte den Wagen und lief die wenigen Stufen zu der großen schwarzen Tür hinauf. Die Schlüsselbox hing noch an dem Messingknopf, aber sie war geöffnet und die Tür nur angelehnt.

Amy drückte dagegen und trat ein. »Sheila? Bist du hier?«, rief sie.

Doch sie erhielt keine Antwort. Amys Absätze klapperten über den Fliesenboden in der Eingangshalle. In den großen, leeren Zimmern, die daran grenzten, waren die Vorhänge zugezogen, wodurch es im ganzen Haus recht düster war. Sie betätigte den Lichtschalter für den Kronleuchter an der Decke, doch nichts geschah.

Amy schluckte schwer, machte ein paar Schritte vorwärts und versuchte die Dunkelheit zu ignorieren. Sie atmete tief durch, um ihre Nerven zu beruhigen, die wegen ihrer Verspätung ohnehin schon stark strapaziert waren.

»Sheila?«

Ihre Stimme hallte in der Leere des Hauses wider und wurde schlagartig geschluckt, als Amy das mit Plüschteppichboden ausgelegte Familienzimmer betrat, das neben der Küche lag. In den Räumen befand sich kein einziges Möbelstück, nur die Vorhänge der ehemaligen Besitzer hingen vor den Fenstern.

Auf dem Teppichboden waren noch die Spuren zu sehen, die der Staubsauger des Reinigungsservice hinterlassen hatte, aber auf dem nackten Sims des Kamins lag bereits wieder eine dünne Staubschicht.

In der Küche waren die Lampen eingeschaltet und warfen helles Licht auf die schwarzen Granit-Arbeitsplatten und einen glänzenden Viking-Herd. Sheila musste hier gewesen sein, dachte Amy und blickte sich suchend nach irgendeiner Spur ihrer Kollegin um. Aber sie konnte nichts entdecken. Einzelne Wassertropfen tropften aus dem Hahn in die altmodische Spüle aus Speckstein. Das sich dauernd wiederholende Plöpp war das einzige Geräusch, das zu hören war.

Sheila hatte es wahrscheinlich aufgegeben, auf Amy zu warten, und war ins Büro zurückgekehrt – aber hätte sie wirklich vergessen, auf ihrem Weg nach draußen die Haustür hinter sich zu schließen? Das sah ihr gar nicht ähnlich. Während Amy die Küche verließ und zurück zur Vorderseite des Hauses ging, holte sie ihr Handy hervor und versuchte erneut, ihre Kollegin zu erreichen.

Dabei sah sie sich noch einmal prüfend um, ob sie vielleicht einen Zettel mit einer Nachricht übersehen hatte, aber es war nichts zu sehen. Nachdem sie die Nummer eingetippt hatte, dauerte es einen kurzen Moment, ehe die Verbindung zustande kam. Den Bruchteil einer Sekunde später ertönte der Klingelton von Sheilas Handy im Haus. Amy ließ vor Schreck beinahe ihr eigenes Handy fallen. Dem gedämpften Klang nach zu urteilen musste das Geräusch von oben kommen.

»Sheila?«, rief sie wieder und schritt die mit Teppichboden ausgelegte Treppe hinauf. Im ersten Stock war das Läuten deutlich lauter. Sie folgte dem Geräusch und schaute dabei

in jedes der geöffneten Zimmer. Von einem der Fenster aus fiel ihr Blick auf etwas Silbernes: Sheilas Range Rover parkte hinter dem Haus.

Amy starrte erschrocken darauf, während das Handy unablässig weiterklingelte. Sie riss sich von dem Anblick des Wagens los und suchte weiter. Aber es kam weder aus dem nächsten noch aus dem übernächsten Zimmer. Jetzt blieb nur noch der Raum am Ende des Flurs. Der einzige, dessen Tür geschlossen war.

Amys Hand war mit einem Mal so feucht, dass ihr der Knauf beinahe aus der Hand schlüpfte. Nachdem sie die Tür geöffnet hatte, erblickte sie das Handy sofort. Es lag auf dem Fensterbrett. Doch Sheila hatte es keineswegs dort vergessen. Sheila hatte das Haus gar nicht verlassen.

Sie lag mitten im Zimmer an der Stelle, wo einmal ein Bett gestanden hatte, die Arme nach rechts und links ausgestreckt und mit den Handflächen nach oben, als versuchte sie, das Blut aufzubewahren, das sich in kleinen Lachen darin gesammelt hatte. Ihre Beine waren mit etwas zusammengebunden, das wie ihre eigene Nylonstrumpfhose aussah. Ihre Augen starrten ausdruckslos zur Decke hinauf, als suchten sie dort nach einer Antwort.

Amy wich zurück. Ihr Mund öffnete sich zu einem Schrei, zunächst wie erstickt, doch schließlich immer lauter werdend. Sie stolperte gegen den Türrahmen, stürzte, rappelte sich wieder auf und rannte los, die Treppe hinunter, durch die Eingangshalle und aus dem Haus hinaus. Die ganze Zeit über hörte sie das Läuten des Handys hinter sich. Erst als sie die Auffahrt überquert hatte, fiel sie auf die Knie und übergab sich.

Kapitel 2

Als der Anruf einging, saß Detective Mark Juarez an seinem Schreibtisch und trank bereits seine zweite Tasse Kaffee. Das Pochen in seinem Kopf hatte sich inzwischen zu einem dumpfen Grollen abgeschwächt, und er hoffte, es mit dieser Tasse zumindest bis zum Nachmittag ganz vertreiben zu können.

»Hey, Juarez!«, rief ihm sein Partner zu und zog dabei den Namen in die Länge, als sei er ihm völlig fremd. Dabei hatte Marks Vater als diensthabender Beamter mehr als zwanzig Jahre lang das Revier geleitet.

Mark wandte sich mit einem fragenden Blick an Detective Emmett Black und rührte dabei betont gelassen seinen Kaffee um, weil er wusste, dass er den älteren Mann damit irritierte. Sie waren sehr gegensätzliche Charaktere. Ein Kollege hatte einmal gewitzelt, dass sie wie die alte und neue Version einer Person wirkten, die in einer Vorher-nachher-Show mitgemacht hatte. Emmett Black war zweiundvierzig, einen Meter fünfundsiebzig groß, hatte einen kleinen Rettungsring, Hängebacken und strähniges, dünnes blondes Haar. Er versuchte es so zu kämmen, dass es so viel wie möglich von seinem Kopf bedeckte. Die kleinen, wässrig blauen Augen in seinem kränklich blassen Gesicht waren hinter den Gläsern eines altmodischen Brillengestells verborgen.

Mark hingegen war sechsundzwanzig, einen Meter neunzig groß und gut durchtrainiert, denn er besuchte am Ende seiner Schicht regelmäßig den Fitnessraum des Reviers. Seine Haut war olivfarben, seine Kieferpartie straff, seine Augen groß und dunkelbraun, und er war der festen Überzeugung, dass ihn sein Partner schon allein deshalb nicht leiden konnte, weil er volles, dunkelbraunes Haar besaß.

»Wir haben einen Einsatz. Los geht's.« Black gab Juarez wie gewöhnlich keine weiteren Informationen und behandelte ihn wieder einmal wie einen blutigen Anfänger. Juarez reagierte wie immer in solch einer Situation und nahm noch in aller Ruhe einen großen Schluck Kaffee, um seinen Kollegen zu reizen. Jeder war sich über die Motive des anderen bewusst; es war ein ziemlich festgefahrener Verhaltensmuster, seit Juarez vor sechs Monaten vom NYPD hierher versetzt worden war.

Juarez griff nach seiner Jacke, folgte Black in gemäßigtem Tempo aus dem Revier und nahm auf dem Beifahrersitz des Zivilfahrzeugs Platz.

»Was ist passiert?«

»Ein Mord. Der Anruf kam von der Tepley Road.«

»Das Opfer?«

»Weiblich. Weiß.«

»Häusliche Gewalt?«

»Wahrscheinlich.«

Sie fuhren schweigend los, ließen erst das Zentrum von Steerforth und dann die Ansammlungen älterer Holzhäuser hinter sich und machten sich auf den Weg durch diese Ecke von Connecticut.

Es war ein grauer, feuchter Morgen. Mark fiel wieder einmal auf, welch einen Kontrast die regendurchnässten, hügeligen Wiesen und die niedrigen Steinmauern zu den Stadtvierteln bildeten, in denen er die letzten Jahre verbracht hatte. Die meisten

Menschen lebten lieber auf dem Land als in der Stadt, doch er vermisste die hohen Gebäude aus Beton und Backstein und Kalkstein und die Spiegelungen der Straßenlaternen in den Pfützen der regennassen Straßen.

Natürlich gab es auch in Steerforth ein Stadtzentrum. Zumindest wurde es als solches bezeichnet. Häuschen im Kolonialstil waren zu edlen Bürogebäuden umgebaut worden, daneben befanden sich Firmenzentralen aus Ziegelstein und Stahl sowie ein hochmodernes Gerichtsgebäude. Der Rest des Städtchens bestand aus Wohnhäusern und Baugrundstücken.

»Scheiße!« Black war an einer Auffahrt vorbeigefahren, die von Bäumen verborgen war. Er hielt mit quietschenden Reifen an, setzte zurück und bog in die Auffahrt ein. Zunächst lag nichts weiter vor ihnen als ein langgestreckter grüner Baldachin, doch dann entdeckte Juarez am Ende des Weges ein modern gestaltetes Farmhaus. Am Schild einer Maklerfirma, das ein wenig schief im Rasen des Vorgartens steckte, baumelte ein kleines »Verkauft«-Schild. Black parkte hinter zwei Streifenwagen, die einen kleinen blauen Toyota einkeilten.

Eine kreidebleiche Frau in einem schwarzen Rock und einer weißen Bluse saß zusammengekauert auf einer Stufe der Eingangstreppe und unterhielt sich mit einem der Uniformierten. Der Oktoberwind zerzauste ihr langes schwarzes Haar und blies ihr einige Strähnen ins Gesicht, die sie sich mit zitternder Hand hinter die Ohren strich.

Als sich Juarez und Black der Treppe näherten, trat ein anderer Uniformierter, der gerade damit beschäftigt gewesen war, die Vorderseite des Hauses mit gelbem Band abzusperren, auf sie zu. Er war jung, wahrscheinlich nicht älter als zwanzig, hatte ein rundes, von Aknenarben gezeichnetes Gesicht, und seine grauen Augen blickten aufgeregt unter der Krempe seiner Kappe hervor.

»Die Leiche liegt im ersten Stock. Schusswunde. Keine Spur von einer Waffe oder dem Täter. Freundin des Opfers hat sie gefunden.« Er deutete mit dem Daumen auf die Zeugin.

»Wie ist der Name der Zeugin, Officer Feeney?«, fragte Black.

Feeney zog einen Notizblock aus seiner Gesäßtasche.

»Moran«, las er ab. »Amy Moran.«

»Ich gehe nach oben, du sprichst mit der Frau«, sagte Black zu Juarez und stieg, ohne eine Antwort abzuwarten, die Stufen hinauf. Mark stellte sich der Frau vor. Sie war ausgesprochen hübsch, obwohl sie sichtlich aufgewühlt war und ganz offensichtlich mit Übelkeit zu kämpfen hatte.

»Sie haben das Opfer gekannt, Mrs Moran?«

Die Frau nickte. Als sie zu einer Antwort ansetzen wollte, stiegen Tränen in ihre Augen.

»Sheila Sylvester«, stieß sie schließlich mühsam hervor. »Sie ist Immobilienmaklerin. Das heißt, sie war es. Wir waren hier verabredet, um nach dem Rechten zu sehen. Ich kam zu spät und ...« Sie verstummte und blinzelte einige Male, um die Tränen zurückzuhalten. Juarez bat sie, mit ihm durch das Haus zu gehen und ihm genau zu zeigen, wie sie alles vorgefunden hatte. Sie zeigte ihm, wie weit die Haustür offen gestanden hatte und dass die Schlüsselbox zwar noch da, aber geöffnet gewesen war.

Dann führte sie ihn durch die Räume und versuchte sich dabei an jeden ihrer Schritte

genau zu erinnern. Nachdem sie beschrieben hatte, wie sie dem Läuten von Sheilas Handy gefolgt war, blieb sie mitten auf der Treppe stehen und begnügte sich damit, in die Richtung zu zeigen, in die Mark gehen musste.

Mark benötigte immer einen Augenblick, um sich an einen neuen Tatort zu gewöhnen. Dabei hatte er mit so gegensätzlichen Emotionen wie Abscheu und Erregung zu kämpfen. Einerseits ging es um einen toten Menschen, der der Bruder oder die Schwester, der Mann oder die Frau oder das Kind von jemandem gewesen war. Andererseits ging es aber auch um die Spurensuche, um verschiedene Puzzleteile, die zusammengesetzt werden mussten, um den Täter zu finden.

Der Leichnam einer Frau lag mitten in dem leeren Schlafzimmer. Ihr Rock war hochgezogen, ihr Slip bedeckte einen ihrer Oberschenkel. Sie lag mit dem Gesicht nach oben, die Arme waren zu beiden Seiten ausgestreckt, die Beine an den Knöcheln mit einer Nylonstrumpfhose zusammengebunden. Ihre Bluse war aufgerissen, der Büstenhalter aufgeschnitten worden; die Brüste lagen frei und zeigten seltsam gerötete Brustwarzen.

Juarez zog ein Paar Latexhandschuhe über, atmete einige Male tief durch und ging zu Black hinüber, der am Kopf der Frau hockte. Der ältere Cop wartete, bis der Fotograf seine Bilder geschossen hatte, dann drehte er den Kopf des Opfers mit seiner behandschuhten Hand und einem Stift vorsichtig zur Seite.

»Sieht das für dich wie die Eintrittswunde einer Kugel aus?«, fragte er wies auf ein kleines, dunkles Loch, das von dunkelrotem Blut umgeben war.

Juarez hockte sich neben ihn und betrachtete die Wunde eingehend. »Nein. Die Ränder sind nicht ausgefranst. Kommt vielleicht von einem Eispickel?«

»Möglich, doch dann müsste eigentlich mehr Blut zu sehen sein.«

Sheila Sylvester war Ende dreißig oder Anfang vierzig gewesen. In Hinblick auf ihr engsitzendes graues Kostüm vermutete Juarez, dass sie mit ihrem Gewicht zu kämpfen gehabt hatte. Dem Etikett an der Innenseite der Jacke nach zu urteilen hatte sie offenbar gutes Geld verdient oder es zumindest gern für Designer-Kleidung ausgegeben. Auch ihre Schuhe sahen teuer aus, und zudem trug sie eine ganze Reihe schöner Schmuckstücke – mehrere Goldringe mit kostbaren Steinen, große Goldkreolen und eine feingliedrige Halskette.

»Vom Schmuck scheint nichts zu fehlen«, bemerkte er.

»Und ihre Handtasche ist auch noch da.« Black zeigte auf eine schwarze Handtasche unter dem Fenster. Ein Handy lag auf dem Fensterbrett, und Juarez ermahnte sich in Gedanken, sicherzustellen, dass die letzten Anrufe überprüft wurden. Er blickte wieder auf das Opfer hinab und bemerkte etwas Seltsames. Der Ringfinger der linken Hand fehlte. An seiner Stelle war nur noch ein blutiger Stummel. Das war eigenartig, denn es passte nicht zu den typischen Fällen häuslicher Gewalt.

»Hast du das gesehen?« Mark deutete auf die Hand.

Black stöhnte, als er sich aus der Hocke erhob. In diesem Augenblick betraten die Ermittler der Spurensicherung das Zimmer. »Na, wirst du langsam zu alt für den Job?«, fragte einer von ihnen, während er seinen Koffer abstellte und sich hinkniete, um ihn zu öffnen. Er trug ein limonengrünes Hemd und hatte seine volle Haarpracht ordentlich

gekämmt. Black warf ihm ein gehässiges Grinsen zu.

»Hast du dich für deine Verabredung schick gemacht, Dubow?«, fragte er und deutete mit einer Kopfbewegung zur Leiche hinüber.

»Nein, das ist für später, wenn er sich mit deiner Frau trifft«, sagte einer der anderen. Das Geplänkel und die unanständigen Frotzeleien gingen noch eine ganze Weile weiter. Von außen betrachtet mochte das gefühllos und respektlos gegenüber dem Opfer wirken, doch für die Männer war es die einzige Möglichkeit, um mit den Belastungen ihres Jobs umgehen zu können. Außenseiter reagierten schockiert, wenn sie Zeuge davon wurden – was aber nur äußerst selten vorkam. In diesem Fall jedoch stand die blasse, dunkelhaarige Frau in der Tür zum Schlafzimmer. Sie hatte ihre Lippen fest zusammengepresst, ganz so, als koste es sie all ihre Willenskraft, hier zu sein.

Als Black sie bemerkte, schnauzte er die anderen Männer an: »Haltet die Klappe!« Dann ging er zu ihr hinüber und nahm ihren Arm. »Sie müssen sich das nicht antun, Ma'am.« Doch sie widersetzte sich seinem Versuch, sie wegzuführen. »Ich ... ich will sie sehen. Ich möchte mich von ihr verabschieden.«

»Nicht jetzt. Nicht auf diese Weise«, erwiderte Black mit einer für ihn ungewöhnlichen Behutsamkeit.

»Doch.« Sie befreite sich aus seinem Griff und durchquerte das Zimmer, ohne den Blick von der Frau auf dem Boden abzuwenden. »Ich hatte Angst«, flüsterte sie entschuldigend. »Es tut mir so leid, Sheila.«

Juarez trat vor und hinderte sie am Weitergehen, ohne ihr dabei den Blick auf das Opfer zu versperren. »Woher kannten Sie Mrs Sylvester?«

»Sie war meine Freundin. Und wir haben zusammengearbeitet. Wir sind beide als Immobilienmaklerinnen bei Braxton Realty angestellt, waren aber vorher schon befreundet.«

Ihr Blick wanderte zwischen Juarez' Gesicht und der Leiche hin und her.

»Kennen Sie irgendjemanden, dem es zuzutrauen ist, dass er Mrs Sylvester etwas antun wollte?«

»Nein, niemanden.« Sie schüttelte vehement den Kopf, wobei ihr das Haar abermals ins Gesicht fiel und sie es zurückstrich. »Jeder mag Sheila.«

Das war eine vertraute Antwort, aber Juarez war lange genug bei der Polizei, um zu wissen, dass es niemanden gab, der von allen Menschen gemocht wurde. »Was ist mit ihrem Mann?«

»Ex-Mann«, erwiderte sie, und Juarez sah, wie die Erkenntnis in ihren blauen Augen aufflammte. »Na schön, ich gebe zu, dass Trevor nicht sehr viel für sie übrig gehabt hat. Er hat sie misshandelt, aber das ist schon lange her. Seit sie auf die Unterhaltszahlungen für die Kinder verzichtet hat, hat sie nichts mehr mit ihm zu tun.«

»Sie hat Kinder?«

»Zwei Jungs. Teenager. O Gott, was wird denn jetzt nur aus Michael und Jason?«

Sie wurden durch die Ankunft des Gerichtsmediziners unterbrochen. Dr. Wallace Crane, spindeldürr, mit aristokratischen Zügen und dem dazu passenden Benehmen, betrat offenbar direkt vom Golfplatz kommend mit schnellen Schritten den Raum. Er würdigte die Anwesenden keines Blickes, sein einziges Interesse galt der Leiche. Juarez sah aus

den Augenwinkeln, dass sich Black bei Cranes Eintreten wie ein wütender Hahn aufplusterte. Ihre gegenseitige Antipathie gründete auf einem viele Jahre zurückliegenden Vorfall, bei dem Black als Anfänger versehentlich eine Leiche an einem Tatort bewegt hatte. Seitdem behandelte Crane Black stets wie einen Dilettanten. »Ist Ihnen Trevors Adresse bekannt?« Juarez wandte sich wieder der Freundin des Opfers zu.

»Nein. Ich weiß nur, dass er in einer Stadt in der Nähe wohnt. Lewistown, glaube ich.« Juarez kitzelte die Information in sein kleines Notizbuch. »Was ist mit Mrs Sylvesters Adresse?«

Sie ratterte sie herunter und teilte ihm auch gleich die Adresse der Maklerfirma mit. Dann begann sie wieder zu weinen und wischte sich ungeduldig die Tränen aus den Augen. Juarez war der Ansicht, dass man sie wegen Schocks medizinisch versorgen sollte, und bat trotz ihrer Proteste einen der Rettungshelfer um Hilfe.

»Sollen wir jemanden für Sie anrufen? Ihren Mann, vielleicht?«

»Nein, wir leben getrennt.« Sie errötete leicht, als sie dies sagte. »Ich komme schon zurecht.«

»Ein Kollege wird Sie nach Hause begleiten«, erwiderte Juarez. »Sie haben einen Schock erlitten und sollten unter diesen Umständen nicht selbst Auto fahren.«

Er konnte sie davon überzeugen, ihren Wagen von einem Polizisten nach Hause fahren zu lassen und selbst von einem Streifenwagen mitgenommen zu werden. Er begleitete sie zur Tür und übergab sie dort Officer Janice Kingston, die sofort fürsorglich den Arm um sie legte und sie zum Streifenwagen führte. Officer Feeney war zwar enttäuscht, als er die Anweisung erhielt, den Wagen der Zeugin zu fahren, aber er verließ seinen Posten, ohne zu murren.

Juarez untersuchte noch einmal die Haustür. Es gab keine Anzeichen für ein gewaltsames Eindringen, keine abgeschabten Stellen oder Vertiefungen im Holzrahmen, keine Anhaltspunkte für einen Kampf oder dafür, dass sich außer Sheila Sylvester noch jemand Zutritt zum Haus verschafft hatte. Doch das musste nichts bedeuten. Wenn es ihr Ex-Mann gewesen war, hatte sie ihn möglicherweise hereingelassen, oder er hatte sich den Zutritt erzwungen, als sie den Schlüssel aus der Schlüsselbox nahm.

Juarez dachte eine Weile über die verschiedenen Möglichkeiten nach, dann verfolgte er den Weg, den Sheila vermutlich bis ins Schlafzimmer im ersten Stock gegangen war.

»Fehlender Ringfinger«, sprach Crane gerade in sein Diktiergerät, als Juarez das Zimmer betrat. »Anzeichen für vaginales Eindringen. Prellungen.«

Juarez hob die an der Wand lehrende Handtasche auf, packte sie aus und sortierte jedes Teil in einen separaten Beutel. Der Inhalt bestand zum größten Teil aus dem Üblichen – Portemonnaie, Schlüssel, Papiertaschentücher, Pfefferminzdrops, ein Monatsticket für die Bahn, eine Lesebrille und Handcreme. Er fand auch einen Palm, dem er besondere Aufmerksamkeit widmete.

Er benötigte nur wenige Sekunden, um das Adressbuch zu finden, aber ein rasches Durchscrollen der aufgeführten Namen brachte keinen Trevor Sylvester zutage. Eigentlich war das nicht weiter erstaunlich. Hatte er wirklich geglaubt, dass er den Namen ihres Ex-Mannes dort entdecken würde? Er scrollte zurück an den Anfang, stoppte, als er Amy

Morans Namen las, und prägte sich ihre Adresse ein.

Ungeachtet dessen, was Mrs Moran sagte, hielt er den Ex-Mann für verdächtig.

Polizeiarbeit war oft wie Malennach-Zahlen: In den meisten Fällen war es entweder der Ehemann oder der Ex-Mann, ein Nachbar oder ein verschmähter Freund. Es gab die üblichen Fälle häuslicher Gewalt, Morde, bei denen das Opfer den Täter gekannt hatte, durch Drogensucht motivierte Einbrüche, Ladendiebstahl, Autodiebstahl und gelegentlich auch ein schlecht durchdachter Banküberfall.

Hier in der Kleinstadt war das nicht anders als in der Großstadt. Zugegeben, die Fälle häuslicher Gewalt unterschieden sich ein wenig von denen, die er in den Sozialwohnungen in der Großstadt zu Augen bekommen hatte. Andererseits sahen alkoholisierte Ehemänner, die ihre Frauen verprügelten, überall gleich aus, selbst wenn die Täter maßgeschneiderte Anzüge trugen und BMW fuhren, anstatt den Bus zur Arbeit zu nehmen.

Aber irgendetwas an diesem Mord störte Juarez. Der abgeschnittene Finger ging ihm nicht aus dem Kopf.

»Eintrittswunde an der Schädelbasis nahe der Wirbelsäule«, fuhr Crane fort. »Wunde weist keine Übereinstimmung mit einer Schussverletzung auf. Durchmesser der Wunde circa ein halber Zentimeter. Gleichmäßig zylindrische Form, wahrscheinlich ein einzelner Stoß, der den Hirnstamm getroffen hat. Tod trat vermutlich sofort ein. Mäßiger Blutfluss aus der Wunde, was ebenfalls im Widerspruch zu einer Schussverletzung steht.«

Black hielt eine Hand in die Höhe, um ihn zu unterbrechen, und Crane schaltete sein Diktiergerät aus. »Was ist mit einer ungewöhnlichen Pistole – zum Beispiel einem japanischen Modell oder einer Hochleistungswaffe?«

Crane schüttelte den Kopf. »Es stimmt einfach nicht überein.«

»Und ein Eispickel?«

»Möglich. Das kann ich an diesem Punkt noch nicht ausschließen.«

»Was sollte es sonst sein? Die Wunde ist vollkommen rund.«

»Ich nehme an, dass Sie weiter nach einer Mordwaffe suchen werden, Detective«, erwiderte Crane. »Und jetzt lassen Sie mich meine Arbeit machen.«

Black wich mit vor der Brust verschränkten Armen zurück. Juarez trat neben ihn. »Was ist mit dem Finger?«

Black sah ihn wütend an. »Was soll mit dem Finger sein?« Seine Stimme troff vor Sarkasmus.

»Das passt nicht zu der Geschichte vom wütenden Ex.«

»Wieso nicht? Wenn er stinksauer war und den Ring wiederhaben wollte, hat er den Finger vielleicht abgeschnitten. Um seine Macht zu demonstrieren.«

»Warum hat er ihn dann nicht hiergelassen? Und außerdem sieht es nicht so aus, als sei er abgebissen oder abgehackt, sondern sehr sorgfältig abgetrennt worden.«

»Frag das doch diesen Mistkerl Sylvester, sobald wir ihn geschnappt haben«, grummelte Black. »Hast du die Telefonnummer?«

Juarez schüttelte den Kopf. »Aber ich weiß ungefähr, wo er wohnt. Und das ist auch so eine Sache. Warum hier in diesem Haus? Warum hat er ihr nicht in ihrem eigenen Haus aufgelauert?«

»Himmel noch mal, Juarez, bin ich etwa der versoffene Ex dieser Frau? Woher soll ich das wissen? Die Leute machen doch ständig irgendwelche dummen Sachen. Das ist der Grund, warum wir beide einen Job haben.«

Crane beendete seine Beschreibung der Verletzungen an den Händen des Opfers, schaltete für einen Moment das Diktiergerät aus und trat zur Seite, damit Black Tüten über die Hände stülpen konnte.

»Passen Sie auf, dass Sie das Blut nicht verlieren«, sagte er zu Black, der anstelle einer Antwort nur missmütig brummte. Juarez musste ein Lächeln unterdrücken.

»Genau, pass gut auf«, murmelte er vor sich hin, aber laut genug, dass Black ihn hören konnte. Der ältere Detective zeigte ihm den Mittelfinger, und Juarez lachte.

Labortechniker traten hinzu, um ihm zu helfen. Black versuchte, eine Hand der Toten anzuheben, ließ jedoch sofort wieder von ihr ab. »Was zum Teufel ...?«, murmelte er. Dubow versuchte, die andere Hand zu heben, und brach den Versuch ebenfalls ab.

»Was ist denn los?«, erkundigte sich Crane.

»Wir können die Leiche nicht bewegen«, sagte Black mit erstaunter Stimme. »Sie ist am Boden festgenagelt worden.«

Kapitel 3

Der Finger war ein echtes Prachtexemplar. Guy betrachtete lächelnd den sauber abgetrennten Knochen und zog vorsichtig den Ring ab, um die umliegende Haut nicht zu beschädigen. Der Schmuck interessierte ihn weniger, aber er polierte den Ring dennoch und bewunderte den Marquis-Schliff-Diamanten, ehe er ihn zur Seite legte. Dann befestigte er den Finger mit dem Fingernagel nach oben in einer kleinen, gepolsterten Zwinge. Das Blut, das noch nicht von dem weißen Mullverband, in den der Finger eingewickelt gewesen war, aufgesaugt worden war, tropfte in eine Glasschüssel. Die Haut veränderte bereits ihre Farbe und wurde wächsern.

Guy holte eine kleine Blechkiste aus einer Schublade hervor und stellte die Nagellackfläschchen, die sich darin befanden, in ihren sieben unterschiedlichen Farben in einer Reihe vor sich auf den Schreibtisch. Das neueste, ein Orangeton namens »Tangerine Mist«, war noch ungeöffnet. Er hatte keine Ahnung, warum Violet diese Farbe nie getragen hatte. Vielleicht war es ein Fehlkauf gewesen. Jetzt öffnete er das Fläschchen und stellte die Klemme so ein, dass sich der Fingernagel horizontal vor ihm befand. Während er mit ruhiger Hand den Lack auftrug, summte er eine Melodie von Mozart. Dann wartete er, dass die erste Schicht trocknete, und bereitete sich in der Zwischenzeit einen Drink zu.

Wenn er nach Hause kam, war der Ablauf meist der gleiche: zuerst kümmerte er sich um seine Souvenirs, dann nahm er einen Drink zu sich, duschte, zog sich um und aß etwas leicht Bekömmliches, bevor er zu Bett ging. Manchmal war er so erregt, dass er das Essen ausließ, aber auf den Drink verzichtete er nie.

Er nahm einige Schlucke von seinem Wodka Tonic, bevor er sich wieder hinsetzte, um seine Arbeit zu beenden. Nach der zweiten Lackschicht zierte den Nagel ein wunderschön schimmerndes Orange. Sobald der Lack getrocknet war, befreite Guy den Finger vorsichtig aus der Zwinge und legte ihn auf ein Wattekissen in einen kleinen Kasten. Er schloss ihn, notierte den Namen und das Datum darauf, öffnete dann den kleinen Gefrierschrank und stellte den Kasten neben die anderen. Langsam wurde es ein bisschen eng. Er würde wohl das Geld für einen größeren Gefrierschrank investieren müssen. Den Ring legte er in eine große, flache, mit Samt ausgeschlagene Schachtel, die er in der untersten Schublade seines Schreibtisches aufbewahrte. Er nahm sich einen Moment Zeit, um mit den anderen Schmuckstücken zu spielen, die er gesammelt hatte, und versuchte dabei, Erinnerungen an seine Taten heraufzubeschwören. Doch wie immer empfand er nichts als ein wohliges Gefühl. Er musste Fleisch berühren, um diese herrlichen Momente noch einmal durchleben zu können.

Als alles verstaut und das Wodkaglas leer war, ging er ins Badezimmer und duschte ausgiebig. Violet hatte das gehasst und stets an die Tür gehämmert, damit er sich beeilte. Wie immer, wenn er an sie dachte, verspürte er einen dumpfen Schmerz, als ob etwas von innen heraus in seinen Magen zwickte. Der Verlust tat noch weh, aber beileibe nicht mehr so sehr wie noch vor einer Woche.

Auf dem Nachttisch stand immer noch ein Foto von ihr – eins der wenigen Dinge, die sie zurückgelassen hatte. Sie lächelte darauf mit geöffnetem Mund, als amüsiere sie sich

gerade über irgendetwas, genauso wie damals im Kino, als er ihr zum ersten Mal begegnet war. Nachdem die Lichter angegangen waren, war er durch den Klang ihres Lachens auf sie aufmerksam geworden, hatte sich umgedreht und als Erstes ihr Haar erblickt, das einer Kaskade kleiner schwarzer Wellen glich. Ihre blauen Augen erinnerten ihn an Veilchen, und ihr herzliches Lächeln erschien ihm noch strahlender, als sie sich mit ihm unterhielt.

Aufgrund ihrer veilchenblauen Augen nannte er sie »Violet«, und sie nannte ihn »Guy«. Er wusste von Anfang an, dass sie füreinander bestimmt waren, und als sie das dritte Mal miteinander ausgingen, machte er ihr einen Heiratsantrag.

Sie lachte. Später hatte er oft über dieses Lachen nachgedacht – vielleicht war es eine Warnung gewesen, der er besser hätte Beachtung schenken sollen. Doch damals war er fasziniert von ihr und flehte sie um eine Antwort an. »Ja, Guy«, sagte sie schließlich nach reiflicher Überlegung, »ja, ich will dich heiraten.« Damals hatte er ihr Zögern als Vorsicht gedeutet. Später jedoch hielt er es für Berechnung.

Nachdem er seinen nächsten Gehaltsscheck bekommen hatte, gab er das ganze Geld für einen atemberaubenden Verlobungsring mit einem hochkarätigen Diamanten aus.

Zusammen planten sie die Hochzeit bis ins kleinste Detail, bis zur Blumendekoration: Es sollte ein Meer aus Veilchen sein.

Anfangs erzählte er ihr nichts von seiner Berufung. Wie jeder Künstler war er sensibel, wenn es darum ging, sich der öffentlichen Kritik zu stellen. Außerdem wusste er, dass es ihr Angst machen würde. Irgendwann würde sie bereit dazu sein, und bis dahin wollte er seine Fertigkeiten in aller Heimlichkeit praktizieren. Also wartete er immer, bis sie eingeschlafen war, bevor er aus dem Bett schlüpfte und die Nachbarn beobachtete. Eines Nachts erwischte sie ihn dabei, als er an dem Schmuck herumfingerte, den er mitgenommen hatte. Sie deutete die Situation jedoch vollkommen falsch – sie glaubte, er würde sie betrügen, und weigerte sich, seinen Erklärungsversuchen Glauben zu schenken. Sie verstand es nicht und wollte es auch nicht verstehen. Hatte er in diesem Moment erkannt, dass ihre Beziehung nicht funktionieren würde? Er hatte geglaubt, seine Erfahrung mit ihr teilen zu können, doch sie war nicht bereit dafür. In Gedanken erschien sie ihm immer weniger wie eine blühende Blume, sondern wie eine geschlossene Knospe. Der Traum von einem eigenen Haus war am Ende das Einzige, was ihnen noch blieb, doch diese verdammte Maklerin kam ihnen immer wieder dazwischen. Andauernd gab es etwas Neues zu bedenken, andauernd kamen weitere Kosten hinzu, die sie nicht einkalkuliert hatten. Violet war der Ansicht, dass er nicht hart genug arbeitete, aber wie sollte sie auch wissen, dass er doppelt so viel arbeitete wie die meisten anderen? Sie verdrängte die Tatsache, dass er nachts nie zu Hause war, und sie weigerte sich auch, über den speziellen Kellerraum zu reden, den er unbedingt haben wollte. Einmal hatte er jedoch zufällig mit angehört, wie sie Sheila am Telefon lachend von »Guys Hirngespinsten« erzählt hatte.

Nachdem sie ihn verlassen hatte, wurde ihm klar, dass das der Preis war, den er für seine Gabe zahlen musste. Er konnte kein normales Leben führen, denn das Schicksal hatte entschieden, dass er kein normaler Mensch war.

Diese Erkenntnis gab ihm Kraft. Wenn er nicht wie andere Menschen war, dann war er

eben stärker. Wie viele Sportler verzichteten auf Sex, weil es sie auslaugte? Er würde sich genauso verhalten. Ohne Violet zu leben würde ihn noch stärker machen.

Sheila umzubringen hatte ihm Vergnügen bereitet. Dieses egoistische Miststück hatte seinen Plan nicht für eine Sekunde durchschaut. Er war ihr mehrere Male in seinem Wagen gefolgt, ohne dass sie es bemerkt hatte. Ein einziger Anruf hatte genügt, um etwas über ihre Termine an jenem Tag in Erfahrung zu bringen. Und in das Haus einzubrechen hatte auch keine besondere Herausforderung dargestellt. Bei einem Tag der offenen Tür in einem anderen zum Verkauf stehenden Haus, wo er sich in Verkleidung unter die Interessenten gemischt hatte, fand er heraus, dass die Alarmanlagen abgeschaltet blieben, solange ein Haus auf dem Markt war. Er musste an jenem Morgen lediglich das Schloss knacken, und diese Fertigkeit hatte er in den letzten Jahren perfektioniert. Er brauchte gerade einmal fünf Minuten dazu.

Er hatte im Elternschlafzimmer auf sie gewartet, denn er wusste, dass ihr zwanghaftes Verhalten sie dazu veranlassen würde, jedes einzelne Zimmer des Hauses zu überprüfen. Das Elternschlafzimmer hatte er gewählt, um zu verdeutlichen, was sie in seinem Leben zerstört hatte, obwohl er bezweifelte, dass sie oder sonst jemand diese Symbolik verstehen würde.

Er war aus dem dunklen, begehbaren Kleiderschrank getreten und hatte leise ihren Namen gerufen. Zuerst schrie sie, genau wie er es erwartet hatte, aber dann lachte sie auf und bemühte sich, so zu tun, als sei es ganz normal, dass er sich in diesem Zimmer befand. Sie fragte ihn, wie sie ihm behilflich sein könne, ganz so, als ob sie sich erst am Vortag noch gesehen hätten und nicht schon Monate seit ihrem letzten Treffen verstrichen wären.

Doch der Gerechtigkeit wurde Genüge getan. Er zeigte ihr die Nagelpistole und erzählte ihr, dass er sie auf einer verlassenen Baustelle gefunden hatte. Dann brachte er sie zum Schweigen, indem er seine Hand auf ihr blondes Haar legte und ihren zitternden Kopf mit eisernem Griff festhielt. Er spürte ihre Angst, genoss sie und presste seine Erektion gegen sie. Er nahm sich Zeit, ließ die Nagelpistole an ihrem Rückgrat entlanggleiten, flüsterte ihr ins Ohr, welchen Schaden er ihrem Körper zufügen konnte, ließ sie in dem Glauben, dass er sie am Leben lassen würde.

Sie flehte ihn an, bot ihm an, alles zu tun, was er wollte, wenn er sie nur gehen ließe. Doch er dachte gar nicht daran. Nachdem er geschossen hatte und unter dem plötzlichen Gewicht ihres Körpers, der in seine Arme sackte, für einen Moment ins Taumeln geraten war, legte er sie vorsichtig zu Boden, arrangierte ihren Körper nach seiner Vorstellung, nagelte sie fest und widmete sich dann ihren Augen und ihren Brüsten. Es war alles so kinderleicht gewesen.

Mit einem Mal jedoch wurde es kompliziert. Er hörte eine Autotür zuschlagen, und plötzlich war die andere Frau im Haus. Er hatte keine Zeit mehr, zu flüchten. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich wieder im Schrank zu verstecken.

Als er sie erblickte, begann sein Herz heftig zu pochen. Es war Violet, die das Zimmer betrat. Das dunkle, wellige, lange Haar, das ovale Gesicht, die dunkelblauen Augen, die ihn zu entdecken schienen, als ihr Blick durch das Zimmer wanderte. Er hätte sie beinahe beim Namen gerufen. Als sie jedoch näher an Sheilas Leiche herantrat, wurde ihm klar,

dass sie es nicht war. Die Augen hatten einen anderen Blauton, sie war größer, hatte einen anderen Gang. Dennoch hätten sie Schwestern sein können, und er vermochte seinen Blick einfach nicht von ihr abzuwenden. Er hätte sie so gern berührt, ihr über das Haar gestreichelt, doch sie rannte bereits aus dem Zimmer, nachdem ihr klargeworden war, dass Sheila tot war.

Er beschloss, sie nicht zu verfolgen. Sie würde Angst vor ihm bekommen, und das wollte er nicht.

Er wusste, dass sie die Polizei rufen würde, daher schlüpfte er zur Hintertür hinaus, durch die er auch hereingekommen war, zog sie hinter sich zu und überquerte den kargen Rasen bis zu dem kleinen Wald, der an das Grundstück grenzte. Sein Wagen stand nicht weit von dort entfernt. Er spürte die Nagelpistole warm und schwer an seiner Seite, steckte seine kalten Hände in die Taschen und lief pfeifend durch die klare, kühle Luft. Als er allein in dem großen, geschnitzten Bett lag, das einmal ihm und Violet gehört hatte, dachte er an die dunkelhaarige Frau, streichelte sich dabei und kam, als er sich noch einmal an ihren Schrei erinnerte, den sie beim Anblick von Sheilas Leiche ausgestoßen hatte. In jener Nacht schlief er das erste Mal seit langem wieder tief und fest, wie es ihm nicht mehr vergönnt gewesen war, seit Violet ihn verlassen hatte. Als er am Morgen erwachte, wusste er, was er zu tun hatte.